

MANFRED TIETZEL

Literaturökonomik



Mohr Siebeck

Literaturökonomik

von

Manfred Tietzel



J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Tietzel, Manfred:

Literaturökonomik / von Manfred Tietzel. – Tübingen : Mohr, 1995

ISBN 3-16-146425-7

eISBN 978-3-16-162960-0 unveränderte eBook-Ausgabe 2024

© 1995 J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde von Computersatz Staiger in Pfäffingen aus der Bembo Antiqua belichtet, von Gulde-Druck in Tübingen auf archivfähiges Werkdruckpapier der Papierfabrik Weissenstein in Pforzheim gedruckt und von der Großbuchbinderei Heinr. Koch in Tübingen gebunden. Den Umschlag entwarf Alfred Krugmann in Freiberg a.N.

Vorwort

Ökonomen schreiben zwar selbst manchmal Texte, die sie oft auch in Verlag geben und veröffentlichen, und seit einigen Jahren ist es bei einigen unter ihnen sogar populär geworden, sich mit linguistischen Aspekten ihrer eigenen Disziplin, der »Rhetorik der Ökonomik«¹, zu beschäftigen. Trotzdem würde eine Bibliografie der Schriften von Ökonomen zu ökonomischen Aspekten der Literatur nicht mehr als einige wenige Seiten füllen.

Erstaunlicherweise waren es Literatur- und Bibliothekswissenschaftler, die sich – eigentlich seit Jahrhunderten – immer wieder ökonomischen Fragestellungen gewidmet haben: es gibt in der Literaturwissenschaft das keineswegs periphere Gebiet der »Buchmarktforschung«, und schon seit dem 19. Jahrhundert erscheinen auf dieses Gebiet spezialisierte Fachzeitschriften; monografische Literatur läßt sich sogar über Jahrhunderte zurückverfolgen.

Was mich, als ich Teile dieser Literatur gelesen hatte, faszinierte, war die für mich überraschende Entdeckung, welche gute theoretische Ökonomen Autoren und Verleger früherer Zeiten bei der Analyse ihrer praktischen Probleme waren: ohne natürlich die heutzutage in der Ökonomik üblichen Begriffsnamen zu kennen, waren ihnen beispielsweise Marktformen und ihr Einfluß auf die Preisbildung, Probleme der Regulierung von Märkten, die Eigenschaften von Kollektivgütern oder die Wirkungen der Zuschreibung und Spezifizierung von Verfügungsrechten (property rights) vollkommen geläufig.

So kann es auch eigentlich wenig überraschen, die 1876 von einem Literaturwissenschaftler geschriebenen Zeilen zu lesen: »Die Geschichte der Literatur hat eine materielle Seite, die man wahrlich nicht ignorieren darf, wenn man sie richtig verstehen will.«²

Dennoch gab es immer auch starke Vorbehalte dagegen, Literaturmärkte mit denselben Instrumenten zu analysieren wie, sagen wir, die

¹ Vgl. D. N. McCLOSKEY (1985).

² Zitiert nach B. SIPPEL-AMON (1974), S. 353.

Märkte für Papier oder Schreibmaschinen; »Kulturgüter« seien eben doch an einer anderen Elle zu messen als rein materielle Güter. »Lektüre«, so konnte man vor nicht allzu langer Zeit lesen, »ist teilweise gewiß Konsum, aber ihre reproduktiven und produktiven Elemente sind so unverkennbar und so wichtig, daß es ein Unding wäre, Lesergeschichte als Konsumgeschichte zu betrachten und sie statt nach sozialwissenschaftlichen nach wirtschaftswissenschaftlichen Kriterien zu betreiben.«³ Solche Vorbehalte beruhen manchmal auf Unverständnis und können bis zur Aversion anwachsen. Ein Literat und Journalist gab kürzlich seinem Unverständnis in einer Rezension eines Buches, das auch ökonomische Erörterungen enthielt, die folgende poetische Gestalt: »Das Buch hat letztlich mein Mißtrauen genährt gegen die klugen Wirtschaftswissenschaftler, Markttheoretiker und Finanzphilosophen: ... Ökonomie scheint mir, ein weiteres Mal, geheimnisvoller als ein Gedicht von Paul Celan.«⁴

Wie könnte man eine Aversion schneidender formulieren als mit den Worten des Naphta in THOMAS MANN'S »Zauberberg«: »Ihr Italiener habt das Wechslergeschäft und die Banken erfunden, das verzeih' euch Gott. Aber die Engländer erfanden die ökonomistische Gesellschaftslehre, und das wird der Genius des Menschen ihnen niemals verzeihen«?⁵

Als ich vor einigen Jahren die Idee zu diesem Buch hatte, kam es mir noch nicht als ein »Unding« vor, Literaturmärkte mit den Mitteln der Wirtschaftstheorie zu untersuchen; ja, als Ökonom schon damals daran gewöhnt, daß andere Ökonomen Heirats-, Drogen-, Verbrechens- und Politikermärkte analysiert hatten, schien mir diese Idee nichts Ungewöhnliches zu enthalten. Seither habe ich gelernt, daß nicht jeder diese Auffassung teilt; weit mehr habe ich aber – und zwar mit sehr viel Neigung und noch mehr Vergnügen – aus meiner Beschäftigung mit der modernen historischen Buchmarktforschung und aus einschlägigen Veröffentlichungen von Autoren und Verlegern der letzten zwei- bis dreihundert Jahre gelernt. Ich hoffe, mit diesem Buch einige dieser Vorbehalte abbauen zu können. Dieses Buch zu schreiben war eine schöne – vielleicht nicht die schönste – Nebensache während dieser Jahre.

³ R. ENGELSING (1974), S. 3.

⁴ F. J. RADDATZ (1991), S. 31.

⁵ T. MANN (1970), S. 399.

Dem Rat, der Hilfe und der Kritik von Mitarbeitern, Kollegen und Freunden habe ich viel zu verdanken: mancher Fehler wäre von mir unbemerkt geblieben und auf zahlreiche Ideen, Quellen und Fragestellungen wäre ich allein nie gestoßen. Mein Dank dafür gilt Rainer Blacha, Martin Gilles, Klaus Grefermann, Katja Grieß, Hartmut Kliemt, Bernd Lahno, Christian Müller, Karsten Neises, Gisela Neugebauer, Josef Schira, Georg Siebeck, Marc Sturm, Christoph Tillmanns, Lars Tutt und Marion Weber.

Duisburg, im August 1994

Manfred Tietzel

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	III
1. Literatur und Ökonomik	1
2. Das Gut »Literatur« und seine Eigenschaften	7
2.1. Literatur als wirtschaftliches Gut	7
2.2. Literatur als Marktgut	12
2.2.1. Literatur und Humankapital	12
2.2.2. Kulturzeit und »Leserevolutionen«	19
2.3. Literatur zwischen Privat- und Kollektivgut	25
3. Literaturmärkte	32
3.1. Der Markt für literarische Kopien	32
3.1.1. Die Entwicklung der Angebotsbedingungen	32
3.1.1.1. Vervielfältigungstechniken und Kostenstrukturen vom 15. bis zum 18. Jahrhundert	32
3.1.1.2. Nachdruck und Verfügungsrechte	42
3.1.1.3. Technischer Fortschritt in der Vervielfältigungstechnik im 19. und 20. Jahrhundert	45
3.1.1.4. Wettbewerb auf dem Markt für Kopien	54
3.1.1.4.1. Preis- und Qualitätswettbewerb	54
3.1.1.4.2. Marktformen und Urheberrecht	58
3.1.1.4.3. Sekundäre Buchmärkte	74
3.1.1.4.3. Handelshemmnisse und Transportkosten	72
3.1.1.6. Zensur und Propaganda	79
3.1.2. Die Entwicklung der Nachfragebedingungen	84
3.1.2.1. Bücherpreise	85
3.1.2.1.1. Probleme von Preisvergleichen	85
3.1.2.1.2. Marktorganisation und Bücherpreise	87
3.1.2.1.3. Historische Entwicklungslinien der Bücherpreise	96
3.1.2.1.4. Preis- und kosteninduzierte Vertriebs- und Leser- organisationen	107
3.1.2.2. Die Entwicklung von Humankapital und Einkommen	114
3.1.2.2.1. Lesefähige Bevölkerung, reale Pro-Kopf-Einkommen und Literaturmarkt	114

3.1.2.2.2.	Zur Politischen Ökonomie der Alphabetisierung	126
3.1.2.3.	Änderungen der Präferenzen	134
3.2.	Die Autoren als Anbieter von Werken	139
3.2.1.	Die Ziele von Autoren	139
3.2.2.	Die Einkommen von Autoren	144
3.2.3.	Formen der Autorenvergütung	150
4.	Fallstudien	157
4.1.	Die Umbruchszeit um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert	157
4.1.1.	Die rechtliche Situation am deutschen Literaturmarkt	157
4.1.2.	Autorenverhalten	171
4.1.2.1.	Eine Strategie zur Honorarmaximierung: Goethe als Auktionator	171
4.1.2.2.	Selbstverlagsprojekte	183
4.1.2.2.1.	Individueller Selbstverlag: Klopstocks »Gelehrtenrepublik«	183
4.1.2.2.2.	Kollektiver Vertrieb selbstverlegter Bücher: Die Dessauer »Buchhandlung der Gelehrten«	186
4.1.2.3.	Rechte an Werken: Die Auseinandersetzungen zwischen Christoph Martin Wieland und der Weidmannschen Buchhandlung	197
4.1.3.	Verlegerstrategien gegen den Büchernachdruck	200
4.1.3.1.	Individuelle Maßnahmen	203
4.1.3.2.	Kollektive Maßnahmen	210
4.1.3.2.1.	Die »Buchhandelsgesellschaft«	210
4.1.3.2.2.	»Rent-seeking«: Das »Kursächsische Mandat«	218
4.2.	Einige Entwicklungen des Literaturmarktes im 20. Jahrhundert	223
4.2.1.	Entstehung und Veränderung des Urheberrechts im 19. und 20. Jahrhundert	223
4.2.2.	Das »Cartell lyrischer Autoren«	226
4.2.2.1.	Gründungsgeschichte	226
4.2.2.2.	Kartellpolitik	228
4.2.2.3.	Erfolg des Kartells	231
4.2.3.	Die kollektive Wahrnehmung von Urheberrechten: Die Verwertungsgesellschaft Wort (VG Wort)	233
5.	Schlußbemerkungen	247
	Literaturverzeichnis	249
	Personenregister	263
	Sachwortregister	269

»Habent sua fata libelli.«

MARCUS VALERIUS MARTIALIS

»Unmerklich wandelt sich das Buch fast Tag für Tag. Neue Gedanken beleben es, neue Herstellungsweisen gestalten es um, neue Formgefühle geben ihm ein anderes Gesicht.«

KARL SCHOTTENLOHER (1968), S. 480.

»Can economics now be extended to literature as well?«

GARY S. BECKER (1977), S. 506.

1. Literatur und Ökonomik

In einem Kriminalroman, der von zwei Ökonomen – wohl auch für Ökonomen – geschrieben wurde, gibt es eine aufschlußreiche Szene, die verdeutlicht, wie weit entfernt voneinander sich Kunst und Ökonomik gegenüberstehen.

Joe Birnoff, Professor für Volkswirtschaftslehre, wird von Mrs. Bert-ram, der Hauptaktionärin eines Kunstmagazins, gefragt, was er denn von dem Magazin und der dort dargestellten Kunst halte.

»Ich bin im Augenblick noch nicht sicher«, antwortete er. »Ich habe das Maga-zin nur ein wenig durchgeblättert. Ich muß allerdings gestehen, daß vieles von der modernen, abstrakten Kunst, die ich darin sah, ... nun, mein Urteil über-fordert, wie ich wohl formulieren sollte.«

»Sie wird aber von einigen sehr geschätzt. Und sie ist oft ziemlich teuer.«

»Ja, das kann ich von einem beruflichen Standpunkt aus verstehen, obwohl ich sie persönlich nicht als Kunst begreifen kann. Sehen Sie, ich bin Ökonom und habe eine Theorie über den Wert solcher Dinge.«

»Die Auffassung eines Ökonomen von Kunst! Wie aufregend!« Mrs. Bert-ram war an diesem Gedanken offenbar sehr interessiert.

»Erzählen Sie mehr darüber, bitte, ah, Doktor Birnoff, wie ich vermute?«

Joe strahlte. Nicht nur war sie an Ökonomik interessiert – was sie außerhalb seines Berufs zu einem seltenen Vogel machte –, sie war auch so klug, seinen beruflichen Titel zu erraten. Er räusperte sich, was, wie seine Studenten wuß-ten, ein schlechtes Zeichen war, denn dies ging gewöhnlich einer langatmigen Erklärung voraus.¹

Tatsächlich trägt die Erfahrung von Joe Birnoffs Studenten nicht, und ich ergreife rasch die Gelegenheit, mich aus dem Zwiegespräch auszu-blenden, um selbst zu Wort zu kommen. (»Räusper«)

¹ K. HILL, D. DALE (1985), S. 23. (Dieses und alle anderen übersetzten Zitate wurden von mir ins Deutsche übertragen. M.T.).

In den letzten beiden Jahrzehnten haben Ökonomen keinerlei Hemmungen gezeigt, mit ihren Instrumenten Gebiete zu untersuchen, die weitab von ihrem traditionellen Betätigungsfeld, dem Angebot von und der Nachfrage nach konventionellen Gütern, liegen²: Der Betrug, das Heiraten, der Selbstmord, das Lügen oder die Entstehung moralischer Regeln wurden auf fruchtbare Weise mit den Mitteln der Wirtschaftstheorie analysiert. Vorab sollte also auch kein Grund zu der Vermutung bestehen, auf dem Gebiet der Kunst sei das unmöglich. Im Gegenteil: Künstler produzieren Güter – wie Bücher oder Bilder – und Dienstleistungen – wie Orchester- oder Ballettaufführungen –, für die Ressourcen aufgewendet werden müssen, die anderen produktiven Zwecken entzogen werden; Kunstkonsumenten sind bereit, dafür oft exorbitant hohe Preise zu zahlen; es haben sich verschiedenartige Vertriebsorganisationen für Kunstgüter herausgebildet; Kunstgüter sind Bestandteile der Portfolios von Kapitalanlegern geworden und gehören zu jenen Gütern, welche am häufigsten gefälscht³ oder gestohlen⁴ werden. Schließlich beträgt nach Schätzungen⁵ der Beitrag der »Kunstindustrie« zur gesamtwirtschaftlichen Bruttowertschöpfung 2,3 v.H.

Das Jahrhunderte alte Mythologem von der übernatürlichen, ja göttlichen Inspiration des Künstlers⁶ und sein modernes, säkulares Pendant, die Idee von der Selbstexpression⁷ einer Persönlichkeit, die, von ihrer Mitwelt unverstanden, dem Geist der Zeit weit voraus ist, stehen natürlich im Widerspruch zu einer Auffassung vom Künstler als einem zielstrebig, rational und eigeninteressiert Handelnden, wie er doch den gesamten Rest einer Gesellschaft bevölkert.

² M. BLAUG (1976), S. 19, formuliert so: »As we know, economists frequently rush in where angels fear to tread.«

³ Siehe dazu P. EUDEL (1909), F. ARNAU (1964) und allgemein M. TIETZEL (1988a), S. 17–35.

⁴ W. TREUE (1957).

⁵ M. HUMMEL, M. BERGER (1988), S. 7*.

⁶ Siehe dazu E. ZILSEL (1918). Fast schon wie eine Karikatur dieser Vorstellung liest sich die folgende Beschreibung des »intuitiven Schaffungsprozesses beim Schriftsteller«, erstaunlicherweise zu finden in einer Veröffentlichung des Vereins für Socialpolitik: »In eine allgemeine, oft von schweren seelischen Depressionen begleitete Periode der Empfängnisbereitschaft, die sich oft charakterisiert als ein Gefühl der Leere, des gärenden Umgetriebenseins, der tiefsten Verzweiflung, schlägt ein Blitz ein: ein Gedanke, ein Gefühl wird übermächtig, faßt den Schriftsteller, läßt ihn Beglückung leidenschaftlicher Besessenheit erleben. Darauf folgt eine Periode des Brütens und Denkens, des Hin- und Herwendens; schöpferische Unruhe kreist ihm im Blut« usw. W. MAHRENHOLZ (1922), S. 62.

⁷ Zur Entwicklung der »Expressionstheorie« in der Kunst vgl. E. H. GOMBRICH (1978), S. 76–117.

Vor nicht allzu langer Zeit traf der Künstler GÜNTHER UECKER auf einem Symposium über »Kunst und Wirtschaft« den Nagel wieder einmal auf den Kopf: »Der Künstler ist in einer Art Obsession gezwungen zu handeln, und das ist das maximale Erkennungsmerkmal seiner Begabung. ... Alle Versuche, den Künstler in eine Systematik ökonomischer Umstände, in eine Vergleichbarkeit mit anderen unternehmerischen Handlungen hineinzuzwängen, sind falsch.«⁸ Eine auf diesem Symposium vorgestellte ökonomische Analyse des Marktes für Bilder kommentierte er knapp und konsequent: »Die statistischen Erhebungen der Herren Pommerehne/Schneider haben mich sehr in Erstaunen versetzt. Ich war natürlich erbost.«⁹

Dem steht aber beispielsweise die Aussage eines anderen Künstlers, des Literaten MARTIN WALSER, entgegen, der schlicht meinte: »An jedem beliebigen Schriftstellerschreibtisch wird nicht sich selbst verwirrt, sondern gearbeitet.«¹⁰

Auch der dem Ökonomen so vertraute Gedanke, daß oft zwischen dem, was Menschen mit ihrem Handeln zu bezwecken *behaupten*, und dem, was sie *tatsächlich* erstreben, Welten liegen können, läßt die Behauptung, daß Künstler stets und ausschließlich außerökonomische Handlungsmotivationen haben, als zumindest zweifelhaft oder als eine der vielen Produzentenideologien erscheinen, vergleichbar vielleicht jener des Bauernverbandes, stets im Sinne des »Gemeinwohls« zu agieren. Doch wie dem auch sei – von den Zielen der Kunstproduzenten wird später noch die Rede sein –, eine von der Allgemeinheit akzeptierte und daher verhaltenswirksame Produzentenideologie kann nicht nur eine »metaphysische Untermalung« von Ansprüchen »auf Ausnahmestellung und Förderung«¹¹ sein, sondern auch, durch Tabuisierung, ei-

⁸ G. UECKER (1983a), S. 195.

⁹ G. UECKER (1983b), S. 238.

¹⁰ Zitiert nach M. SCHWENGER (1979), S. 21. In ebendiesem Sinn meinte die Komponistin ELIZABETH LUTYENS über ihre Berufskollegen: »Sie haben diese verquere Vorstellung des neunzehnten Jahrhunderts, Federn in den Händen Gottes zu sein. ... Aber wir sollten nicht überheblich sein. Wir haben kein besonderes Innenleben. Wir sind genauso wie alle anderen.« Zitiert nach A. T. PEACOCK (1973), S. 26 f.

Schon im 18. Jahrhundert schrieb der scharfzüngige G. C. LICHTENBERG: »Wo ein Volk einmal aus Mangel an Geschmack und Kenntnis des Menschen ... so weichlich geworden ist, daß es ... Schriftsteller ... für Seher zu halten anfängt, da geht es Fall auf Fall.« Zitiert nach H.-J. HAFERKORN (1974), S. 230.

¹¹ So schrieb in einer interessanten Untersuchung zum Geniebegriff E. ZILSEL (1926), S. 22.

nen ganz ungerechtfertigten »analytischen und ideologiekritischen Freiraum«¹² herstellen.

Die ökonomische Beschäftigung mit der Kunst mag gerade deshalb zu ähnlich interessanten und vielleicht überraschenden Einsichten führen wie zuvor schon auf anderen Gebieten, und sie könnte uns schließlich »ebensoviel über die Ökonomik lehren wie über die Kunst.«¹³

Meine Überlegungen möchte ich auf die Literatur, und zwar vorwiegend im deutschsprachigen Raum, beschränken. Meine Gründe dafür sind die folgenden:

(1) Institutionelle und rechtliche Voraussetzungen, Produktionsbedingungen, Marktstrukturen und Gütereigenschaften sind bei den einzelnen Künsten – darstellenden und bildenden, Unikat- und Reproduktionskünsten, von Einzelpersonen oder Teams betriebenen – so unterschiedlich, daß sie sich nicht sinnvoll über einen Leisten schlagen lassen.

(2) Während es für andere Bereiche der Kunstökonomik¹⁴ in Gegenwart und Vergangenheit eine größere Zahl von Untersuchungen über ein recht breites Spektrum von ökonomischen Aspekten gibt, gilt das für die Literaturökonomik nicht. Außer einer Handvoll von Untersuchungen, die sich zum einen dem Urheberrecht – und hier vor allem der Frage optimaler Schutzfristen – widmen, und andererseits einer preistheoretischen Analyse des Buchmarktes¹⁵, ist das Feld der Literaturökonomik eigentlich noch unbestellt.

(3) Dies ist umso erstaunlicher, als die Quellenlage hier weit günstiger ist als in anderen Bereichen der Kunst: Schriftsteller, Verleger und Buchhändler der Vergangenheit haben zahlreiche Selbstzeugnisse hinterlassen, die auch für ökonomische Untersuchungszwecke nutzbar sind. Wir sind gut über Technik und Fortschritt bei der Produktion von Büchern unterrichtet. Über weit weniger gute, jedoch immerhin aufschlußreiche Informationen verfügen wir über die Nachfrager von Büchern, die Leser.

¹² F. E. MÜNNICH (1980), S. 17.

¹³ M. BLAUG (1976), S. 13.

¹⁴ Einen ausführlichen Überblick über die Literatur bieten W. W. POMMEREHNE, B. S. FREY (1985), S. 139–167, B. S. FREY, W. W. POMMEREHNE (1989) und C. D. THROSBY (1982), S. 242–252.

¹⁵ Als die Pionierarbeiten müssen hier gelten: A. PLANT (1934), S. 167–195, und (1953) sowie G. PROSI (1971).

Und ist die Quellenlage hier auch ergiebiger als in anderen Künsten, so ist sie doch weit davon entfernt, ideal zu sein: Weit in die Vergangenheit zurückreichende Zeitreihen über interessierende Merkmale von Beobachtungsgegenständen gibt es hier nicht; geographischer Bezugsrahmen, Klassifikationen und Wertmaßstäbe haben häufig gewechselt und sind inkonsistent.¹⁶ So gibt es beispielsweise keine fortlaufenden, konsistenten Zeitreihen über die Preise oder Auflagenhöhen von Büchern. Zudem sind Beobachtungen, die überliefert wurden, unvollständig und verzerrt, denn wertvolle Untersuchungen von Literaturwissenschaftlern über einzelne Autoren konzentrieren sich natürlich auf solche, die dem »Urteil der Zeit« standgehalten haben, und diese sind keineswegs identisch mit den meistgelesenen, erfolgreichsten oder einflußreichsten Autoren ihrer jeweiligen Zeit.

Selbst die erhaltenen Bücher der Vergangenheit bieten keinen repräsentativen Querschnitt durch frühere Lesestoffe: »Öffentliche Bibliotheken sammelten nicht nach Vollständigkeit, sondern nach bestimmten Gesichtspunkten, und die Bestände privater Leihbibliotheken waren zum alsbaldigen Verbrauch bestimmt. Aus allen Bibliotheken wurden im Laufe der Zeit unerwünschte Bestände entfernt. Selbst die Fürstliche Bibliothek in Corvey, deren Bestände an zeitgenössischer Literatur im wesentlichen vom Landgrafen VIKTOR AMADEUS VON HESSEN-ROTENBURG (1779–1834) und seiner Frau in großer Vollständigkeit zusammengetragen wurden, wurde durch HOFFMANN VON FALLERSLEBEN (1798–1874), der dort von 1860 bis 1874 als Bibliothekar tätig war, von Erotica ›gereinigt.«¹⁷

Meine Hypothesen und Vermutungen kann ich also nicht mit statistischen Analysen von Zeitreihen überprüfen; vielmehr werde ich mit Beispielen und Fällen argumentieren, die ich im Lichte ihres historischen Kontextes für aufschlußreich oder typisch halte.

Natürlich ist die bestätigende oder widerlegende Kraft von bloßen Beispielen recht schwach, denn für jede nur denkbare Hypothese lassen sich nach Belieben immer stützende wie widersprechende Beispiele finden.¹⁸ Meine Argumente weisen daher, wenn man so will, einen etwas spekulativen Charakter auf, denn sie sind keinen systematischen Widerlegungsversuchen ausgesetzt, vielmehr werden die empirischen Beispiele und Fälle *im Lichte* vorausgesetzter Hypothesen ausgewählt.

¹⁶ Zu derartigen Problemen der statistischen Analyse von Kunstmärkten siehe ausführlich: H. W. HOLUB, G. TAPPEINER (1992), S. 83–92.

¹⁷ S. SPEICHER (1990), S. 26 ff.

¹⁸ Siehe dazu M. TIETZEL (1985), S. 28.

Ich hoffe aber, daß diese Argumente dennoch nützlich und plausibel sind. Denn ich habe die Fälle und Beispiele nicht mit der Absicht ausgewählt, meine Argumente, koste es, was es wolle, zu stützen. Zutreffende Anwendungsbeispiele für Hypothesen belegen zwar niemals, daß diese Hypothesen in *allen* beanspruchten und möglichen Anwendungsfällen zutreffend (also wahr) sind, aber sie zeigen immerhin, daß es *einige* Anwendungsfälle gibt und weitere nicht ausgeschlossen sind.

Ich werde darum in den folgenden Schritten vorgehen: Die Abschnitte 2 und 3 sind der Untersuchung des Gutes »Literatur« und seiner Eigenschaften und einer näheren Analyse des Marktes für Bücher (oder »literarische Kopien«) und des Anbieterverhaltens von Autoren gewidmet. Dabei wird immer wieder auf historische Beispiele und Entwicklungen des deutschen Literaturmarktes Bezug genommen. Im Abschnitt 4 werden an einigen Fallstudien Probleme des Literaturmarktes ausführlich analysiert, die als besonders wichtig erscheinen und die in den vorangegangenen Abschnitten angesprochen wurden.

Um nun wieder zu Joe Birnoff zurückzukehren: Auf seine in der Zwischenzeit erfolgte langatmige Erklärung seiner Sicht der Kunst antwortete ihm Mrs. Bertram: »Ja, das hört sich vernünftig an. Ich glaube, meine eigenen Vorstellungen darüber sind ganz ähnlich, aber Sie haben es so viel genauer ausgedrückt.« Joe Birnoff hätte sich keine günstigere Antwort wünschen können; daher »strahlte der Professor vor Zufriedenheit«¹⁹.

¹⁹ K. HILL, O. DALE (1985), S. 28.

2. Das Gut »Literatur« und seine Eigenschaften

2.1. *Literatur als wirtschaftliches Gut*

Literatur ist ein *wirtschaftliches* Gut, denn die Nachfrager nach Kopien literarischer Werke (nach »Werkstücken«) sind bereit, dafür einen Preis zu entrichten; auch wo – wie im Falle der Klöster des Mittelalters – Werke der Literatur und ihre Kopien fast ausschließlich für den Eigenbedarf hergestellt werden, wenden die Produzenten knappe Ressourcen auf, die nun an anderer Stelle nicht mehr zur Verfügung stehen. »Die Produkte des Geistes« meinte 1773 der Verleger PHILIPP ERASMUS REICH (1717–1787), »sind so gut eine Ware als jede materielle mit Händen verarbeitete.«¹

Unter »Literatur« möchte ich hier, in einem sehr weiten Verständnis, alle durch visuell wahrnehmbare sprachliche Zeichen (»Schrift«) auf einem geeigneten Träger fixierten, sinntragenden Vorstellungsinhalte eines Autors verstehen.

Die Art der Zeichen kann dabei ebenso vielfältig sein wie die ihrer Träger: Alphonete und Ziffernsysteme, aus denen sinntragende sprachliche Einheiten gebildet werden, gehören zu diesen Zeichen ebenso wie die Knoten in Textilfasern, mit denen die Inkas bestimmte Vorstellungsinhalte niederlegten. Die Träger dieser Zeichen reichen von der Papyrusrolle über das Pergament, den Bildschirm, die mit Parolen besprühte Berliner Mauer bis hin zur tätowierten Haut, auf der ein Seemann das Liebesbekenntnis zu seiner Freundin verewigt hat.

Vorstellungsinhalte einer Person können anderen nur durch sprachliche Zeichen erfahrbar gemacht, »mitgeteilt« werden. Ein wichtiger Teil der Literatur ist, in der netten Definition von AUGUST VON KOTZEBUE (1761–1819), »ein Fabrikat aus Papier mit aufgedruckten Gedan-

¹ P. E. REICH (1773/1983), S. 41.

kenzeichen.«² Und mit diesem Teil der Literatur, den Werken, die als Bücher vervielfältigt werden, beschäftigt sich diese Untersuchung ganz überwiegend.

Für den größten Teil der Menschheitsgeschichte war das gesprochene Wort die einzige Kommunikationsform³; einige Jahrtausende lang hatte dann die geschriebene Literatur das Monopol in der nicht orts- und zeitgebundenen Kommunikation inne. Dieses Monopol wurde dann erst in allerjüngster Zeit durch neue Medien gebrochen, mit denen auch das gesprochene Wort konserviert und vervielfältigt werden kann.

Gegenüber der akustischen Vermittlung von Vorstellungsinhalten durch die Rede stellte die Erfindung der visuellen Kommunikation durch Schrift eine Innovation mit enormer und in allen ihren Folgen kaum überschaubarer Tragweite dar: Jetzt erst konnten Vorstellungsinhalte konserviert, vervielfältigt und beliebigen anderen mitgeteilt werden, die sich nicht in räumlicher und zeitlicher Nähe zu einem Sprechenden befanden. KARL POPPER⁴ argumentierte, wie ich meine, überzeugend, daß Vorstellungsinhalte erst dann »objektiviert« und damit so-

² Zitiert nach H. BOSSE (1981), S. 13. – Von IMMANUEL KANT (1797/1977), S. 404, stammen die folgenden Definitionen aus dem Gebiet des Buchwesens. Sie können dem folgenden ohne weiteres zugrundegelegt werden: »Ein *Buch* ist eine Schrift (ob mit der Feder oder durch Typen, auf wenig oder viel Blättern verzeichnet, ist hier gleichgültig), welche eine Rede vorstellt, die jemand durch sichtbare Sprachzeichen an das Publikum hält. – Der, welcher zu diesem in seinem eigenen Namen *spricht*, heißt der *Schriftsteller* (Autor). Der, welcher durch eine Schrift im Namen eines anderen (des Autors) öffentlich redet, ist der *Verleger*. Dieser, wenn er es mit jenes seiner Erlaubnis tut, ist der rechtmäßige, tut er es aber ohne dieselbe, der unrechtmäßige Verleger, d.i. der *Nachdrucker*. Die Summe aller Kopien der Urschrift (Exemplare) ist der *Verlag*.« (Hervorhebungen im Original)

³ Im Mittelalter gab es sogar herausragende Poeten, die, wie WOLFRAM VON ESCHENBACH, kaum oder gar nicht lesen konnten. In zahlreichen Volksbüchern des 15. Jahrhunderts wurden Lesen und Hören als gleichwertige Formen der Literaturvermittlung dargestellt. Erst seit der Reformation scheint sich dies geändert zu haben. Vgl. R. ENGELSING (1973a), S. X und 22.

⁴ Vgl. z.B. K. R. POPPER (1984), S. 117–126. POPPER vertritt hier die Auffassung, daß die Entstehung eines Büchermarktes im Athen des sechsten und fünften vorchristlichen Jahrhunderts das politische Selbstbewußtsein und den Freiheitswillen der Griechen zumindest teilweise erkläre. Ähnlich sei die Erfindung des gedruckten Buches »wohl die Hauptursache der Bewegung des Humanismus ... und der Reformation.« (S. 118) Die Erfindung der Sprache und dann der Schrift habe am Beginn der geistigen Errungenschaften der Menschen gestanden. »Aber der folgenschwerste Schritt war wohl die Erfindung des Buches und des Wettbewerbs zwischen den Büchern.« (S. 124) Siehe dazu auch J. GOODY, I. WATT, K. GOUGH (1986).

wohl durch den, der sie vertritt, wie durch andere kritisierbar und so auch revidierbar werden, wenn sie niedergeschrieben sind. Insofern damit der Erkenntnisfortschritt beschleunigt wird, von dem auch die ökonomische Wohlfahrt abhängt – und dies ist wohl eine plausible Annahme –, gehört die Schrift zu den bahnbrechenden Erfindungen der Menschheit mit weitreichenden ökonomischen Auswirkungen.

Ein »Fabrikat aus Papier mit aufgedruckten Gedankenzeichen« ist nur insofern »Literatur«, als es mit seiner Eigenschaft, Vorstellungsinhalte in Aussagenform mitzuteilen, bestimmte Bedürfnisse der Literaturkonsumenten befriedigt.

Erschöpfend zählte JOHANN CHRISTOPH GOTTSCHED (1700–1766) diese Bedürfnisse auf: »Ein ... Dichter will seine Zuhörer entweder schlechterdings unterrichten und lehren, oder er will sie belustigen, oder er will sie endlich bewegen. Mehr Absichten kann er bei der Schreibart nicht haben.«⁵ Alle anderen Bedürfnisse, die ein »Fabrikat aus Papier mit aufgedruckten Gedankenzeichen« auch befriedigen kann, knüpfen an andere seiner Eigenschaften, nicht aber an jene an, die es zum Gut »Literatur« machen. Diese anderen Bedürfnisse mögen, wie GEORG CHRISTOPH LICHTENBERG (1742–1799) humorvoll argumentierte, durchaus zahlreiche und möglicherweise sogar dringlicher sein: »Schreibt man denn Bücher bloß zum lesen? oder nicht auch zum Unterlegen in der Haushaltung? Gegen eins, das durchgelesen wird, werden tausende durchgeblättert, andere tausend liegen stille, andere werden auf Mauslöcher gepreßt, nach Ratzen geworfen, auf anderen wird gestanden, gesessen, getrommelt, Pfefferkuchen gebacken, mit anderen werden Pfeifen angesteckt, hinter dem Fenster gestanden.«⁶ Und nicht selten sind heutzutage kostbare alte Bücher Bestandteile der Portefeuilles von Investoren oder werden wegen ihrer ästhetischen Qualitäten mehr als Kunstwerke denn als Informationsträger betrachtet. Bücher können also, wie ROBERT ESCARPIT⁷ schrieb, nicht nur »Gebrauchsgegenstände zur Lektüre« (*livre fonctionnel*), sondern ebenso »Besitzbücher« (*livre-objet*) sein: Kostbarkeit, Dekorationsstück⁸, Statussymbol – oder Heizmaterial.

⁵ Zitiert nach H. BOSSE (1981), S. 21.

⁶ G. C. LICHTENBERG (1977), S. 64. Eine vergleichbare Bemerkung legt F. NICOLAI (1773/1991), S. 85, einer Romanfigur, dem Verleger Hieronimus, in den Mund: »Die Gewürzkrämer machen auch eine wichtige Consumption von Büchern, und in diesem Kriege sind viele Streitschriften wider die Ketzer, die mir zur Last lagen, in Patronen (als Hülsen, M. T.) verschossen worden.«

⁷ R. ESCARPIT (1967), S. 28–31.

⁸ Buchdecken mit elegantem Rücken und schöner Prägung aber ohne Inhalt

Während Literatur mit anderen wirtschaftlichen Gütern die Eigenschaft der Knappheit teilt, unterscheidet sie sich von ihnen, und erst recht vom idealtypischen abstrakten Gut x der Wirtschaftstheorie, in einigen relevanten Merkmalen; das Gut »Literatur« weist »Besonderheiten« auf.

Für das »neoklassische Gut«, wie ich es nennen möchte⁹, werden – wenn auch eher implizit – bestimmte Eigenschaften vorausgesetzt, die »wirkliche« Güter manchmal überhaupt nicht, oft nur graduell aufweisen: Am »neoklassischen« Gut bestehen voll spezifizierte, exklusive und kostenlos durchgesetzte Eigentumsrechte; externe Effekte kann seine Verwertung daher, definitionsgemäß, nicht verursachen.¹⁰ Über alle seine relevanten Eigenschaften besitzen alle Marktteilnehmer vollständige und kostenlose Informationen; es stiftet dem nachfragenden Haushalt ganz unmittelbar Nutzen; die Märkte, auf denen es gehandelt wird, sind vollkommen und – außer durch staatliche Durchsetzung der Eigentumsrechte – keinen Regulierungen unterworfen.

Kein einziges wirkliches Gut gleicht dem neoklassischen »Idealtypus« vollkommen, denn keines besitzt alle diese Eigenschaften zugleich, und diese dann auch nur in gradueller Ausprägung.

Am nächsten kommen dem neoklassischen Gut wohl standardisierte, homogene Massengüter, die börsenmäßig gehandelt werden, wie Metalle, Mineralöle oder Getreidesorten. Praktisch jedes Gut besitzt daher, gemessen am neoklassischen, »Besonderheiten«. Doch stellt Literatur, selbst im Vergleich mit anderen wirklichen Gütern, durchaus noch ei-

konnte man schon 1790 auf der Frankfurter Buchmesse kaufen. »Schließlich will ich noch denen«, berichtet ein Besucher, »die die Bücher nur statt Tapeten, und folglich wie um des Formats, also auch um der Titel willen kaufen, eine Erfindung empfehlen, die ich in der letzten Michaelismesse zu Frankfurt am Mayn gesehen habe. Auf einem Schreibcomtoir schien eine ganz kleine Bibliothek zu stehen, es waren aber nur lederne vergoldete Rücken von Büchern, auf die der Buchbinder mit goldenen Buchstaben die Titel bekannter guter Bücher geschlagen hatte. Hat nun der Buchbinder Geschmack, so kann auch der Herr in den Ruf des Geschmacks kommen, der sich eine solche Bibliothek machen läßt.« C. H. SCHMID (1790/1986), S. 119.

⁹ Siehe dazu M. TIETZEL (1989), S. 53.

¹⁰ Gleichartige »spezifische Güter«, d.h. Güter mit bestimmten physischen Eigenschaften, wären nach diesen Annahmen zugleich auch gleichartige »effektive Güter«, da gleichartige (nämlich voll spezifizierte) Eigentumsrechte an ihnen bestehen. Wären die Eigentumsrechte an gleichen »spezifischen« Gütern unterschiedlich (z.B. zwei gleichartige Häuser, von denen aber eines einer Mietpreisbindung unterliegt), so müßten sie als verschiedenartige »effektive« Güter gelten. Vgl. dazu M. TIETZEL (1981), S. 219 f.

nen Sonderfall dar. Der Schriftsteller und der Verleger betreiben eben nicht, wie FRIEDRICH NICOLAI (1733 – 1811) meinte, »ein Gewerbe so gut als die Tapetenmaler oder die Kunstpfeifer«¹¹. Was den Schriftsteller oder den Verleger vom Tapetenmaler oder Kunstpfeifer unterscheidet, was die »Besonderheiten« ihrer Produkte sind, soll im folgenden etwas näher betrachtet werden.

2.2. Literatur als Marktgut

Das neoklassische Gut stiftet, annahmegemäß, dem Konsumenten unmittelbar und ohne jeden Umweg Nutzen. Das ist aber tatsächlich nie der Fall. Selbst der Kaugummi, den man in den Mund schiebt, stiftet, genauer betrachtet, nicht unmittelbar Nutzen. Unmittelbaren Nutzen empfindet der Konsument erst durch die Erfrischung, die aus dem Kaugummi und der Zeit entsteht, die man auf das Kauen verwendet.

GARY BECKER hat Güter, die man, wie Kaugummi, am Markt kaufen kann und die eingesetzt werden, um unmittelbar nutzenstiftende Endgüter zu erzeugen, als »Marktgüter« (*»goods«*)¹² bezeichnet. Die unmittelbar nutzenstiftenden Güter, die unter Einsatz von Marktgütern und anderen Faktoren, etwa der Zeit, hergestellt werden, nennt er »Haushaltsgüter« (*»commodities«*). Ein Haushalt wird in dieser Perspektive, die sehr weitreichende Konsequenzen hat, betrachtet als eine »kleine Fabrik«¹³, die bestimmte Inputs, wie Marktgüter und Zeit, einsetzt, um als Output unmittelbar nutzenstiftende Haushaltsgüter zu erzeugen. Dieser Zusammenhang, die Konsumtechnologie des Haushaltes, kann durch eine »Haushaltsproduktionsfunktion« beschrieben werden. »Der Besuch eines Theaterstücks ist z.B. ein solches (Haushalts-, M.T.) Gut, das von Schauspielern, vom Stück, vom Theater und von der Zeit der Theaterbesucher als Inputs abhängt; ein anderes Gut ist Schlaf, der von einem Bett, Haus, (Tabletten?) und von der Zeit als Inputs abhängt.«¹⁴

Und natürlich ist das Buch ein Marktgut: Damit es »Unterhaltung« oder »Belehrung« stiften kann, damit, ökonomisch gesprochen, das Haushaltsgut »Lektüre« produziert werden kann, braucht man außer einem Buch Lesezeit, die Fähigkeit zu lesen, vielleicht auch eine Brille oder einen Sessel.

¹¹ F. NICOLAI (1773/1991), S. 67.

¹² G. S. BECKER (1982), S. 149 ff.

¹³ G. S. BECKER (1982), S. 101.

¹⁴ G. S. BECKER (1982), S. 100.

2.2.1. *Literatur und Humankapital*

Die Nachfrage nach Marktgütern muß dann – analog zur Nachfrage von Unternehmen nach Produktionsfaktoren – als abgeleitet aus der Produktion von Haushaltsgütern betrachtet werden. Bei gegebenen relativen Güterpreisen und Präferenzen, gegebenem monetärem Einkommen und Zeitbudget eines Haushaltes hängt nun die Produktivität der Zeit, die auf die Haushaltsproduktion von Haushaltsgütern verwendet wird, von der spezifischen Humankapitalausstattung dieses Haushalts ab.

Die durch den Kauf von Büchern herstellbaren und direkt Nutzen stiftenden Haushaltsgüter »Information und Unterhaltung« oder allgemein »Lektüre« setzen zumindest die Fähigkeit zu lesen und sehr oft darüber hinaus auch ein umfangreiches spezifisches Hintergrundwissen voraus; man denke nur an wissenschaftliche Fachliteratur.

Je nach Literaturgattung werden die Art und der Umfang des erforderlichen Humankapitals ganz verschieden hoch sein; ein Groschenroman erfordert vielleicht nur elementare Lesefähigkeiten, gehobene Unterhaltungsliteratur und wissenschaftliche Texte ein weit über die Alltagserfahrung hinausgehendes Fachwissen.

Seit der Antike bis ins frühe 18. Jahrhundert war die Literatursprache ganz vorwiegend Lateinisch, so daß auch noch die Beherrschung dieser Sprache zur erforderlichen Mindestausstattung an Humankapital gehörte.

Auf jeden Leser beispielsweise, »dem die Shakespeare-Lektüre in der Schule Spaß machte, fällt wahrscheinlich auch einer, der sie haßte – und was dem einen Leser Vergnügen bereitete und was der andere haßte, ist wahrscheinlich dasselbe: das enorme Lernpensum, das erforderlich ist, um erstens Shakespeare überhaupt zu verstehen und zweitens Shakespeares kritische Lebenshaltung zu begreifen. Was für den einen eine Gelegenheit ist zu lernen, ist für den anderen eine Pflicht zu lernen – und dies unter anscheinend sehr ungünstigen Bedingungen. Die Shakespeare-Lektüre erfordert das Erlernen einer fast fremden Sprache, um eine Kultur kennenzulernen, die gewiß fremd ist – und beide Aufgaben müssen schon geleistet sein, bevor man überhaupt beginnen kann, zu verstehen, welche Bedeutung Shakespeare für die eigenen Probleme und Interessen haben könnte.«¹⁵

¹⁵ E. A. DAVENPORT (1983), S. 299.

Genau in diesem Sinne kann man wohl die Äußerung des alten GOETHE in einem Gespräch mit ECKERMANN deuten: »Die guten Leutchen wissen nicht, was es einem für Zeit und Mühe gekostet, um lesen zu lernen. Ich habe achtzig Jahre dazu gebraucht und kann noch jetzt nicht sagen, daß ich am Ziele wäre.«¹⁶

Und nebenbei bemerkt: wenn sinkende Bücherpreise und steigende Einkommen es mehr Menschen erlauben, mehr Bücher zu kaufen, dann werden diese zusätzlichen Nachfrager (zunächst einmal) eine relativ geringe literaturspezifische Humankapitalausstattung aufweisen.¹⁷ Die zusätzlich nachgefragte Literatur wird nicht zum Besten ihrer Art gehören.¹⁸ Und so könnte sich der von LUDWIG VON MISES konstatierte Eindruck einstellen, der Kapitalismus¹⁹ sei für den »Verfall der Literatur« verantwortlich. Allerdings: schlechte Literatur hat es wohl immer gegeben; schon 1523 »ist von der Pest der schlechten Bücher, ›de pestiferis libris‹, die Rede, deren Albernheiten ohne Zahl seien – ›quarum ineptiarum nullus est finis‹ – und von denen täglich neue erschienen – ›quotidie prodeunt novae.«²⁰ Klagen über den »korrupten Massengeschmack«²¹, welcher die Qualität der Literatur verderbe, ziehen sich

¹⁶ Zitiert nach R. ENGELSING (1970), Sp. 950.

¹⁷ P. MEYER-DOHM und C. UHLIG (1963), S. 19, weisen auf die »literarischen bzw. fachlichen Qualitätsabstufungen« hin, »nach denen das Buchangebot in Form einer – wie auch immer im einzelnen gearteten – Pyramide zu ordnen wäre, die in den Niveauunterschieden ungefähr dem Nachfrageanteil der einzelnen Schichten der Bildungspyramide entspricht.«

¹⁸ Auch dies war früheren Zeiten durchaus geläufig. Der Literaturhistoriker ROBERT PRUTZ meinte 1847, daß es alle Achtung verdiene, wenn erwerbstätige Personen des Mittelstandes überhaupt läsen: »Daß sie dabei, der Mehrzahl nach, nicht nach demjenigen greifen werden, was nicht genossen werden kann ohne die Voraussetzung einer Bildung, die sie nicht haben, oder eines Studierens, zu dem ihnen so Zeit wie Neigung mangeln: sondern vielmehr nach der compacten Speise der Unterhaltungsliteratur, einer Literatur, die keine anderen Voraussetzungen nöthig macht, als die der Neugier und der Langeweile – was kann natürlicher sein?« Zitiert nach R. SCHENDA (1977), S. 460.

Schon ein halbes Jahrhundert früher konstatierte GEORG FRIEDRICH REBMANN (1768–1824): »Unser Publikum besteht nicht etwa aus den Tribunalen, die in Jena, Göttingen und Berlin entscheiden, ... nein, das Publikum, dessen Stimme zwar nicht in kritischer, aber in ökonomischer Hinsicht über unsere Schriftsteller richtet, besteht aus Friseuren, Kammerjungfern, Bedienten, Kaufmannsdienern und dergleichen, die man in unseren Lesebibliotheken zu Dutzenden antrifft.« Zitiert nach E. RIETZSCHEL (Hrsg.) (1983), S. 107.

¹⁹ Zur Diskussion der angeblichen »Kunstfeindlichkeit des Kapitalismus« siehe U. KÖSTER (1984), S. 38 ff.

²⁰ R. SCHENDA (1977), S. 93.

²¹ U. KÖSTER (1984), S. 40.

durch die Jahrhunderte. Diese Klagen werden, verständlicherweise, besonders laut, wenn ökonomische Umstände innerhalb kurzer Fristen die Höhe und Zusammensetzung der Literaturnachfrage verändern. Solange Literaten mehr oder weniger für ihresgleichen schrieben, »hatte das Buch es mit sozialen Gruppen von ziemlich einheitlichem Charakter zu tun, bei denen soziales Verhalten, Lebensstandard und Lebensformen, Geschmack und intellektuelle Haltung in ähnlicher Weise geprägt waren. Doch außerhalb dieser Kreise stößt das Buch auf Neuland vor und unterliegt veränderten Bedingungen: andere Preise, andere Aufmachung, andere Verkaufsformen«²² und – selbstverständlich – andere Inhalte und Qualitätsniveaus.²³

Im übrigen aber gilt die zutreffende Erklärung, die LUDWIG VON MISES gegeben hat: »Der Kapitalismus hat die Massen so wohlhabend gemacht, daß sie imstande sind, Bücher und Zeitschriften zu kaufen. ... Es ist nicht die Schuld des Kapitalismus, daß der gewöhnliche Mensch die ungewöhnlichen Bücher nicht schätzt.«²⁴

Wir wissen recht wenig über die jeweiligen literaturspezifischen Humankapitalbestände einer Population im Verlauf der Geschichte. Lange Jahrhunderte allerdings, in denen die Alphabetisierungsquote der Bevölkerung sehr niedrig und zudem die Beherrschung des Lateinischen Voraussetzung für Lektüre waren, war natürlich auch der Kreis der potentiellen Literaturnachfrager sehr klein.²⁵ Man kennt einige sehr unsichere und geschätzte Zahlen über die Alphabetisierungsquoten in Mitteleuropa.²⁶ Die Schulpflicht – in Preußen 1763, in England beispielsweise aber erst 1889 eingeführt²⁷ – wird (als zwangsweise Humankapitalinvestition mit starken Subventionsanteilen) für diese Erhöhung der Alphabetisierungsquoten vornehmlich verantwortlich sein. In pro-

²² R. ESCARPIT (1967), S. 117.

²³ V. LEE OWEN (1979), S. 25–39, versucht, die Qualität angebotener Kunstwerke in Abhängigkeit von der Größe der Nachfrage zu erklären.

²⁴ L. v. MISES (1958), S. 63.

²⁵ Das Lateinische – und im 18. Jahrhundert das Französische – wirkten auf der einen Seite als eine (Nachfrager-) Marktzutrittsschranke für lesekundige, aber dieser Sprachen nicht mächtige Personen. Auf der anderen Seite erweiterte aber das Lateinische als nationenübergreifende Sprache der Gelehrten den Markt über einzelne Nationen hinaus. In vielen Wissenschaften hat heute das Englische diese Funktion einer *lingua franca* übernommen mit Folgen, die für alle spürbar sind. Meines Wissens gibt es keine Untersuchungen darüber, welche ökonomischen Folgen und welche Konsequenzen für den Wissenschaftsprozess die faktische Geltung einer Sprache als Koordinationsnorm hat.

²⁶ Siehe dazu Abschnitt 3.1.2.2.1.

²⁷ U. KÖSTER (1984), S. 35.

testantischen Ländern setzte auch die Erwartung an jeden Gläubigen zur persönlichen, kritischen Schriftauslegung ein Mindestmaß an Lesefähigkeit voraus.²⁸ Nur unter Vorbehalt kann man aber den Bevölkerungsanteil, der das Alphabet beherrscht, auch für potentielle Leser halten, denn diese Fähigkeit bildet wohl nur die Untergrenze der (technischen) Lesefähigkeit.

Die durch die verfügbare Lebenszeit bestimmte Obergrenze der überhaupt denkbaren Lesekapazität eines einzelnen Menschen hat man, unter bestimmten Annahmen, die hier keiner weiteren Erörterung bedürfen, mit höchstens 22.000 Bänden zu bestimmen versucht.²⁹

Über die Entwicklung des lektürespezifischen Humankapitalbestands einer Bevölkerung läßt sich also kaum mehr sagen, als daß er im Laufe der Zeit wohl gewachsen ist; die Alphabetisierungsquote ist ein zu grober Indikator (der eine Population nach einem qualitativen Merkmal in zwei Teilklassen zerlegt), um genauere Aufschlüsse zu liefern.

Nehmen wir, um diese Zusammenhänge noch etwas näher zu betrachten, an, daß die Menge (und wohl auch die Qualität) des Haushaltsgutes »Information und Unterhaltung«, die pro Zeiteinheit des Lesens produziert wird, abhängig ist von der Größe des »lektürespezifischen Humankapitals«, über das ein Leser verfügt, und nehmen wir weiter an, daß die Anzahl von Büchern, die je Zeiteinheit gelesen werden können, gegeben und konstant sei.

Dies sind recht plausible Annahmen: Die Anzahl der Seiten oder Bücher, die ein Leser – natürlich nach einer gewissen Zeit der Einübung – pro Zeiteinheit lesen kann, läßt sich kaum, jedenfalls nicht nach Belieben steigern.

Je umfangreicher der Wissensbestand ist, über den ein Leser verfügt, desto mehr Querverbindungen zu anderem Wissen wird er mit dem Inhalt der Lektüre herstellen, umso eher wird er vergleichen, einordnen, kritisieren und Schlußfolgerungen ziehen können; manche »Information« wird er überhaupt erst verstehen, manche »Unterhaltung« überhaupt erst würdigen können, wenn er schon über ein bestimmtes Wissen verfügt.

Darum läßt sich wohl sagen, daß die beim Lesen einsetzbare Menge von Büchern je Zeiteinheit gleichbleibend ist, daß wohl aber das Aus-

²⁸ Vgl. E. HINRICHS (1988), S. 81.

²⁹ Vgl. R. ENGELSING (1970 a), Sp. 995.

maß an »Information« und »Unterhaltung« je Zeiteinheit abhängig von der »lektürespezifischen Humankapitalausstattung« steigen kann.

Dieser Humankapitalbestand in einem Zeitpunkt ist auch abhängig von der Zahl der vorher gelesenen Bücher bzw. der Gesamtzeit, die vorher auf Lektüre verwendet worden ist. Kurz: das Lesen, das insofern so etwas wie *learning by doing* oder *training on the job* darstellt, erhöht, indem es das Fähigkeitspotential eines Lesers vergrößert, das Ausmaß an Information und Unterhaltung pro Zeiteinheit (oder pro Buch), das dieser Leser künftig pro Lesezeiteinheit (oder Buch) »produziert«. Die Tätigkeit des Lesens wird, mit einem Terminus der Ökonomik, »produktiver«, je größer der Bestand an Humankapital ist.

Ein rationaler und eigeninteressierter Handelnder wird versuchen, das »Beste« aus seiner knappen Zeit »zu machen«, also den Gesamtnutzen, den ihm seine verschiedenen Zeitverwendungen stiften, zu maximieren.

Sein Gesamtnutzen ist nur dann maximal, wenn die jeweils letzte Zeiteinheit, die er in verschiedenen Aktivitäten verwendet, den gleichen zusätzlichen Nutzen stiftet. Wären diese Grenznutzen der Zeit nicht in allen Verwendungen gleich, dann könnte der Handelnde seinen Gesamtnutzen vergrößern, indem er seine Zeit anders verwendet und zwar so, daß er mehr Zeit auf Aktivitäten mit hohem Grenznutzen und weniger Zeit auf Aktivitäten mit niedrigem Grenznutzen verwendet.

Steigt nun – wie durch den Humankapitaleffekt beim Lesen – die Produktivität der Lesezeit und damit der Grenznutzen des Lesens in Abhängigkeit von der Humankapitalausstattung, dann ist (bei gegebenen Grenzproduktivitäten bzw. Grenznutzen anderer Zeitverwendungen) zu erwarten, daß mehr Zeit auf das Lesen verwendet wird und daß (bei gegebener Anzahl von Büchern je Lesezeiteinheit) auch mehr Bücher nachgefragt werden. In diesem Falle kann man mit gutem Grund davon sprechen, daß sich das Angebot seine eigene (zukünftige) Nachfrage schafft, da beim Lektürekonsum als kostenloses Nebenprodukt zusätzliches Humankapital geschaffen wird, das wiederum eine Determinante der Literaturnachfrage künftiger Perioden darstellt.³⁰

HEINRICH CONRAD hatte schon 1908 die Idee zu einer »Emporlesebibliothek«, die er für 12.000 Mark dem Verleger GEORG MÜLLER ver-

³⁰ Damit stehen die Umfrageergebnisse in Einklang, daß die Häufigkeit der Buchbenutzung pro Zeiteinheit (sowohl für Freizeit-, als auch für berufliche Zwecke) und die durchschnittliche Nutzungsdauer mit dem formalen Bildungsabschluß wachsen. Vgl. U. SAXER, W. LANGENBUCHER, A. FRITZ (1989), S. 43 und S. 61.

kauften. Es sollten in dieser Bücherreihe billige und zu Anfang reine Unterhaltungsbücher erscheinen, denen dann anspruchsvollere Werke und zuletzt Werke der Dichtkunst folgen sollten.³¹ Der Grundgedanke der Abhängigkeit des Humankapitalbestandes vom vorausgegangenen Literaturkonsum ist geradezu die implizite Voraussetzung dieses Projekts.

Lesen erhöht aber nicht nur solche Bestandteile des Humankapitalbestandes, welche die Produktion im Haushalt selbst effizienter gestalten; insofern nämlich Fachlektüre auch berufliche Fähigkeiten verbessert, erhöht sie auch die Produktivität der Berufs-Arbeitszeit und damit den Reallohnsatz. Nicht allein die Intensivierung des Kapitaleinsatzes im herkömmlichen Sinne (also etwa die Anlagenausstattung je Arbeitsplatz), auch die Vergrößerung der Humankapitalausstattung muß als eine wesentliche Quelle der Steigerung der Arbeitsproduktivität gelten. Kapitalintensivierung, der Einsatz von mehr Maschinen je Arbeitsplatz, und technischer Fortschritt, die Verwendung verbesserter und oft komplizierterer Maschinen, sind wohl ohne komplementäre Humankapitalinvestitionen gar nicht erst realisierbar.

Im Verlauf der Industrialisierung, besonders seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts³², stieg die Nachfrage nach höher qualifizierten Arbeitskräften. Die Erhöhung der Arbeitsproduktivität ermöglichte Reallohnsteigerungen, die wiederum Anreize zu entsprechenden Humankapitalinvestitionen – eben auch durch Fachlektüre – schufen. Damit konnte sich die Einkommenspyramide insgesamt in Richtung höherer Einkommen verschieben.

Folge dessen war auch, daß für eine gegebene relative Position in der Einkommenspyramide immer höhere Humankapitalausstattungen erforderlich wurden: »Das Wissen, das nötig ist, um zu überleben und aktiv am Leben teilzuhaben, ist im zwanzigsten Jahrhundert unendlich viel größer (als im 19., M. T.). Noch zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts bedeutete literat zu sein, Lesen und Schreiben zu können. In einer fortgeschrittenen Industriegesellschaft ist eine Person mit weniger als zehn oder zwölf Jahren Schulunterricht funktional illiterat.«³³ Wer keine Humankapitalinvestitionen vornimmt, wer nicht auch liest, wird sich wahrscheinlich nach einiger Zeit am Fuß der Pyramide wiederfinden.

³¹ Siehe dazu W. STRAUSS (1962), S. 270.

³² C. M. CIPOLLA (1969), S. 68.

³³ C. M. CIPOLLA (1969), S. 104.

Streben alle zugleich nicht nur nach höheren absoluten Reallöhnen, sondern durch Investitionen in den eigenen Humankapitalbestand auch nach einer höheren *relativen* Stellung in der Einkommenspyramide, dann mag daraus eine zusätzliche Nachfrage nach Fachliteratur folgen; das Ziel selbst ist aber nicht erreichbar. Denn relative Positionen in einer Einkommenspyramide sind nicht vermehrbare *Positionsgüter*.³⁴

Wenn diese Annahmen zutreffen und wenn man, wie erörtert, voraussetzen darf, daß die durchschnittlichen literaturspezifischen Humankapitalbestände je Kopf der Bevölkerung in der Vergangenheit angestiegen sind, so folgt daraus auch, daß die Entwicklung der Gesamtnachfrage nach Büchern zu einem (nicht näher bestimmbar) Teil aus ihrer Humankapitalabhängigkeit, aus der Eigenschaft von Büchern folgt, Inputs zur Herstellung des Haushaltsgutes »Information und Unterhaltung« zu sein.³⁵

Umgekehrt konkurriert natürlich die Verwendung der Haushaltszeit auf Lektüre mit anderen Verwendungen; mit steigenden Einkommen, also wachsendem Lohnsatz je Arbeitsstunde, steigen die Opportunitätskosten des Lesens.

Nach einem jahrtausendelangen technischen Monopol der Literatur bei der Übermittlung von »konservierten« Vorstellungsinhalten sind in unserem Jahrhundert neue Medien (Tonträger, Film, Fernsehen, Video u. v. m.) hinzugetreten, die »Ähnliches« leisten, also auch geeignete Inputs zur Herstellung der Haushaltsgüter »Information und Unterhaltung« darstellen, aber weit weniger Humankapital³⁶, zum Teil auch weniger Zeit für ihre Benutzung voraussetzen. Auch diese Effekte – und nicht nur die relativen Preise der Nutzung dieser Medien – mögen den (tatsächlichen oder vielleicht vermeintlichen) heutigen »Zerfall der Lesekultur«³⁷ im Vergleich zum »literarischen« 18. und 19. Jahrhundert erklären.³⁸

³⁴ F. HIRSCH (1976).

³⁵ Es ist vor diesem Hintergrund nicht verwunderlich, wenn eine Studie über die Nutzung verschiedener Medien u. a. zu dem Ergebnis kommt, daß der Bücherbestand in deutschen Haushalten mit den formalen Bildungsabschlüssen steigt. Siehe dazu Näheres in: U. SAXER, W. LANGENBUCHER, A. FRITZ (1989), S. 43.

³⁶ Die Studie von U. SAXER, W. LANGENBUCHER, A. FRITZ (1989), S. 110, zeigt, daß das Lesen von Büchern umso häufiger als »zu mühsam und anstrengend« bezeichnet wird, je niedriger die formalen Bildungsabschlüsse sind.

³⁷ G. SCHMIDTCHEN (1974), S. 707–896.

³⁸ Der Poet JUREK BECKER (1989), S. 60, hat ein derartiges Verhalten auf gebührend poetische Weise beschrieben. In einem fiktiven Gespräch hält er in indi-

In recht ähnlicher Weise versuchte TIBOR SCITOVSKY, die sehr unterschiedlichen Konsumniveaus pro Kopf von Kulturdienstleistungen (Theater, Konzert, Oper) zwischen Europa und den Vereinigten Staaten zu erklären. Obwohl die Vereinigten Staaten »die Weltelite sowohl, was das Einkommen, als auch was die Erziehung betrifft«³⁹, darstellen, werden solche Dienstleistungen, gemessen am Pro-Kopf-Konsum, weit weniger in Anspruch genommen als in Europa. SCITOVSKYS Erklärungsskizze: Die puritanische Lebensausrichtung in den Staaten habe dazu geführt, daß die Erziehung mehr darauf gerichtet sei, eine Berufsausbildung in produktiven Fähigkeiten zu erreichen als auf die Ausbildung solcher Konsumfähigkeiten, die erforderlich sind, das Beste aus dem Leben zu machen.⁴⁰ Kurz: Konsumniveaunterschiede werden auf Unterschiede in der kulturspezifischen Humankapitalausstattung zurückgeführt.

2.2.2. Kulturzeit und »Leserevolutionen«

Die auf Lesen verwendete Zeit ist nun ein Bestandteil der »Kulturzeit«⁴¹. Darunter versteht LINDER den Anteil des gesamten (fixen Tages- oder Lebens-) Zeitbudgets⁴², der »für die Kultivierung von Geist und

rekter Rede einem Freund, der fast alle seine Bücher aus der Wohnung in den Keller geräumt hat, entgegen: »Wenn ich nun beobachte, zugunsten welcher Idiotien die Leute mit dem Lesen aufhören, daß kaum ein Zeitvertreib öde und armselig genug sein könne, um nicht für lohnender als das Lesen gehalten zu werden, dann empfinde ich trotz allem Solidarität mit den real existierenden Büchern. ... Er, mein Freund, demonstriere das überdeutlich, indem er meine, daß in seiner Wohnung mit vier Radios, zwei Fernsehern und Plattenspieler und CD-Player und Recordern und Hunderten von Tonbändern und Hunderten von Videokassetten kein Platz für Romane und Gedichte sei. Der Entschluß habe etwas unangenehm Zügelloses, die Wohnung werde sich jetzt wohl allmählich in ein Vergnügungscenter verwandeln.«

Ein Chicagoer Ökonom, der den Freund Beckers gewiß für einen Nutzenmaximierer hält, wird darauf beharren, daß dessen Wohnung immer schon ein Vergnügungscenter war und wird in den vermeintlichen Idiotien rationale Anpassungen an Innovationen in der Vergnügungstechnik sehen wollen.

³⁹ T. SCITOVSKY (1972), S. 63.

⁴⁰ Vgl. T. SCITOVSKY (1972), S. 64. Sehr viel bissiger, aber mit ähnlichem Tenor, schrieb C. M. CIPOLLA (1969), S. 110: »Einen Wilden in fortgeschrittenen Techniken zu unterrichten macht ihn noch nicht zum Zivilisierten; es macht ihn einfach zu einem effizienten Wilden.«

⁴¹ S. B. LINDER (1971), S. 135.

⁴² Die Erfindung wirksamer und billiger Formen künstlicher Beleuchtung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der Petroleumlampe um 1860 und der elektrischen Glühbirne im Jahr 1879, haben wohl die Zeit, die zum Lesen ver-

Seele aufgewendet wird«. Um das fixe Zeitbudget konkurriert mit der Kulturzeit die Arbeitszeit, die auf Einkommenserwerb gerichtet ist, und die »Verbrauchszeit«, welche dem Genuß und der Pflege von Konsumgütern gewidmet wird.

Diese so modern wirkende neoklassische Vorstellung von der rationalen Zeitallokation durch einen Handelnden war übrigens dem 18. Jahrhundert (wie so viele »moderne« Ideen) durchaus vertraut. In einem Akademievortrag aus dem Jahr 1796 lesen wir, man müsse den Aufwand in Anschlag bringen, den das Lesen verursache: »Dieser Aufwand muß auf doppelte Art berechnet werden, nicht blos in Rücksicht der Ausgaben an Gelde, die dazu gehören, sondern mit Rücksicht auf den Zeitaufwand, der damit verbunden ist. ... Berechnet man, was lese-lustige Leute, die ihre bestimmten Berufsarbeiten haben, über dem Lesen versäumen, und was sie während der Zeit hätten verdienen können: so macht beydes, das *lucrum cessans* und das *damnum emergens*, das Lesen immer zu einem sehr beträchtlichen Artikel des Luxus.«⁴³

Unterschiedliche Produktivitätssteigerungen in einzelnen dieser Zeitverwendungen führen nun bei nutzenmaximierendem Verhalten zu Substitutionen zwischen den Verwendungsarten des insgesamt fixen Zeitbudgets. Während etwa bei steigendem Einkommen durch höhere Produktivität der Arbeitszeit (d.h. steigendem Lohnsatz) auch die Produktivität der Verbrauchszeit durch Erhöhung der »Warenintensität«⁴⁴, d.h. der je Zeiteinheit konsumierten Güter, und durch eine Verkürzung der Wartungs- und Pflegezeit von langlebigen Konsumgütern gesteigert werden kann, ist das bei kulturellen Tätigkeiten, sagen wir: dem genußvollen Lesen eines Buches, auf diesem Wege nicht ohne weiteres mög-

wendet werden kann, einmalig – aber möglicherweise mit starken Auswirkungen auf das Leseverhalten – vergrößert. »Jetzt«, so heißt es in einer zeitgenössischen Beschreibung, »brauchte man nicht mehr bis in den späten Abend zu spinnen; eine Zeitung wurde gehalten, die man stattdessen las, und lange in die Nacht hinein saß man bei Buch oder Spiel zusammen.« Zitiert nach R. ENGELSING (1973a), S. 127.

⁴³ J. R. G. BEYER (1796/1981), S. 188. Die Feststellung GARY BECKERS (1982), S. 98 (zuerst 1965 veröffentlicht), wirkt angesichts dieser Äußerungen fast zweihundert Jahre verspätet: Die Ökonomen hätten über »nicht-arbeitsmäßige Zeitznutzungen nicht ebenso gründlich nachgedacht ... Beispielsweise wird im allgemeinen einfach gesagt, daß die Kosten einer Dienstleistung, wie etwa einer Theateraufführung, ... ihren jeweiligen Marktpreisen entsprechen, aber jedermann würde zugeben, daß der Theaterbesuch Zeit« kostet. »Trifft diese Überlegung zu, so entsprechen die Gesamtkosten dieser Aktivitäten der Summe ihrer Marktpreise plus dem entgangenen Wert der für sie aufgewendeten Zeit.«

⁴⁴ S. B. LINDER (1971), S. 115.